

„Kirche ohne Macht“ (Ivan Illich). Beiträge zur Feier des Wandels

14. Oktober 2025 * Barbara Hallensleben

„Wie geben wir den Glauben weiter?“ (177-190)

Wir beginnen mit Ihren „intelligenten Sätzen“.

Was ist Ihnen zu dem Kapitel „The Vanishing Clergyman“ wichtig geworden?

Das heutige Kapitel finde ich schwierig zu verstehen und sehr lehrreich zugleich. Einiges kann man bereits am Titel ablesen: Er meldet sich nach vier Jahren von auferlegtem Schweigen durch eine römische Behörde wieder zu Wort – und freut sich darüber. Was ist das erste, was ihm einfällt? Er denkt nicht an sich selbst, sondern er denkt an andere: Wie geben wir den Glauben weiter? Ich habe den Titel abgeändert, wie Sie sehen. Im Buch steht „Wie geben wir das Christentum weiter?“ Das konnte ich nicht vermeiden, weil im Englischen „Christianity“ steht. Dieses Wort mag ich nicht besonders, weil es in der Übersetzung „Christenheit“ eine soziologische Angabe sein kann: die statistisch erfassbare Größe aller, die sich selbst explizit als „Christen“ bezeichnen. Das muss aber nicht so sein. Die Übersetzung „Christentum“, die ich im Buch gewählt habe, bezeichnet schon eher die Gesamt dessen, was als Ausdrucksform des christlichen Glaubens entsteht. Illich, der so skeptisch gegenüber jeder Form von Institutionalisierung ist, will sicher keine institutionell erfassbare „Christenheit“ stabilisieren. Er möchte, dass Menschen entdecken, wie man „Gott im Fleisch“ liebt und dadurch zu einer „conviviality“ im Glauben findet, „Kirche“ genannt. Das lässt sich besser mit dem Ausdruck „Christsein“ oder „Glaube“ wiedergeben. Am Titel fällt auch das kleine Wort „wir“ auf. Er fragt nicht: „Wie gebe *ich* das Christsein weiter?“, sondern er bezeugt ein „wir“, das sich nur auf die Gemeinschaft der Christen beziehen kann, denen es ein Anliegen ist, anderen die Erfahrung zu vermitteln, die sie selbst gemacht haben und die nicht nur ihr persönliches Leben bestimmt, sondern auch ihre Beziehung zu anderen. Und schließlich beginnt er „Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes“, d.h. er beginnt in Gebetsform, zumindest stellt er sich und seine Leserschaft vor den lebendigen Gott.

Illich spricht von einem zweiten Artikel, den er über das Ehesakrament erarbeiten wollte, dann aber zerrissen und nicht zum Druck gegeben hat. Das ist schade! Es zeigt, dass sein vorrangiges Anliegen nicht die Abschaffung des Zölibats, sondern die Würdigung der Ehe ist. Davon höre ich in den jetzigen Reformbemühungen im kirchlichen Leben wenig bis nichts ...

Leicht ist das Kapitel unter formalem Gesichtspunkt zu erarbeiten, insofern es in fünf Teile unterteilt ist. Schwierig wird es wieder, uns in diese fünf Aspekte hineinzufinden. Sie haben eine gemeinsame Struktur: Illich beschreibt eine Situation, in der und durch die er selbst in den christlichen Glauben hineingewachsen ist. Er situiert diese Erfahrung ganz klar als die Zeit, in die er 1926 hineingeboren wurde. Er konstatiert, dass diese Erfahrungsräume nicht mehr existieren. Wir versuchen uns so weit einzufühlen, dass wir die für ihn tragenden Vermittlungsformen verstehen – und suchen dann nach heutigen Äquivalenten. Das ist ohnehin unsere Aufgabe, weil Illich darauf verzichtet, eindeutige Rezepte vorzulegen.

1. Was ist aus der Lesung, der öffentlichen Lesung, dem öffentlichen Vortragen des traditionellen geschriebenen Wortes heute geworden? (177)

Illich beschreibt ein gefestigtes, traditionsbewusstes, durch „ehrwürdige Riten“ ausgestattetes Christsein, das fraglos anerkannt und geschätzt wurde, bevor man es „verstand“. Die Spannung lag zwischen der bereitwilligen Ehrfurcht, in dieses erhabene Gebäude einzutreten und es durch den eigenen Mitvollzug gegenwärtig werden zu lassen – und dem beständigen Gefühl der Demütigung, dieser Aufgabe nicht gerecht zu werden. Einen „Fehler“ zu machen (bei Gesang oder Lesung) war demütigend „ohne jegliches Schuldgefühl“ (178). Eine merkwürdige Verbindung! Sie geht darauf zurück, etwas Vorgegebenes anzuerkennen und dadurch lebendig werden zu lassen. „Dazu ist es meiner Meinung nach notwendig, die Schönheit in der rituellen Gestaltung der traditionellen Feste wiederzuentdecken“ (180). Das Latein der liturgischen Sprache ist für ihn ein Beispiel, kein Dogma.

Illichs Überlegungen sind nicht leicht nachzuvollziehen, weil wir es als befreiend empfinden, wenn die Liturgie ständig reformiert wird. Sie soll uns nicht fremd erscheinen, sondern angepasst werden an das, was wir leicht verstehen. Einige sagen heute: Die Liturgie hat ihren Geheimnischarakter verloren. Illich sagt eher: So geht uns die aus der Weisheit der Glaubensgemeinschaft gewachsene Gestalt verloren, an der wir selbst uns abarbeiten und gestalten lassen können. Er würde vielleicht sagen: Du kannst kein guter Konzertpianist werden, wenn Du Dich nicht jahrelang mit äußerster Präzision an langweiligen Etüden übst ...

Sind wir einverstanden?

2. Vielleicht sind wir zu sehr damit beschäftigt sicherzustellen, wie die Zukunft aussehen wird (180)

Diese Beobachtung von Illich hat mehrere Aspekte:

* Der bekannte Aspekt ist seine Kritik an der Institutionalisierung. Der Satz „Let George do it!“ steht symbolisch dafür. „George“ war der Name für *alle* freigelassenen Sklaven, die George Pullman als Träger bei der Eisenbahngesellschaft anstellte. „Let George do it!“ wurde (wird?) im weiteren Sinne verwendet, um eine Aufgabe an eine andere Person oder Institution abzuschieben. Institutionen sind vorweggenommene Zukunftsplanung, besser: Zukunftsverwaltung.

* Der wichtigere Aspekt für Illich ist die Überzeugung: Die Zukunft der Kirche (und der Welt) liegt in Gottes Händen. Durch Planung könnte ich Gottes Pläne durchkreuzen. Für die Kirche gilt: „nur in der Gegenwart erlöst sie der Herr“ (181). „Wir haben keine Ahnung, ob es eine Zukunft gibt. Als Christ zu leben bedeutet, im Geist des *Maran Atha* (Offb 22,20) zu leben: Der Herr kommt in diesem Augenblick. Es gilt am Rande der Zeit zu leben und sich des Lebens zu erfreuen, im letzten Moment der Zeit“ (181). Wie das Abendmahl Jesu ein „Galgenmahl“ im Wissen um seinen unmittelbar bevorstehenden Tod war, so feiern Christen Eucharistie als Bereitschaft, ihr Leben preiszugeben.

Die vielen Pastoralpläne und Pastoralprogramme sind nicht nur inhaltlich mehr oder weniger angemessen – sie sind der Form nach eine Institutionalisierung des Glaubens, die der Feier des Glaubens hier und heute in der Gegenwart des Auferstandenen und im Anruf des Heiligen Geistes fremd sind.

Sind wir einverstanden?

3. Innerweltlicher Optimismus bei mangelnder Sichtbarkeit

Wie im ersten Punkt ein Gleichgewicht gesucht wird zwischen Vorgabe der Tradition und kreativer neuer Hervorbringung, so geht es hier um das Verhältnis zwischen Bejahung und Entsagung gegenüber den Dingen dieser Welt. Illich fasst seine Haltung mit den drei sogenannten „evangelischen Räten“ zusammen. Sein Leitprinzip lautet: Ich möchte heute „so losgelöst von den Dingen in dieser schönen, herrlichen Welt leben, wie jeder Mensch im Moment des Todes von ihnen und von ihr losgelöst sein muss“ (182). So verstanden ist „Armut“ nicht einfach Besitzlosigkeit, denn der Besitzlose kann äußerst gierig an den Dingen dieser Welt in der Form ihrer Abwesenheit festhalten. Auch der Gehorsam wird

plausibel, weil er die Bereitschaft beinhaltet, mich vom Anderssein der Anderen abhängig zu machen und gerade dadurch meine „Autonomie“ zu leben. Und Keuschheit bedeutet nicht Beziehungslosigkeit, sondern die Bereitschaft, mich an keinen Menschen so zu binden, dass ich ihm die Verantwortung für mich anlaste oder meine, die Verantwortung für das Leben eines anderen übernehmen zu können.

Zu welchen Schlussfolgerungen gelangt Illich auf dieser Grundlage? Anstelle der Institutionalisierung in Form politischer Modelle, Aufgabenverteilungen mit Pflichtenheften und Erziehungsprogrammen möchte er das Gebetsleben sichtbar machen. Ja, die Kirche muss sichtbar werden! Ihre wesentliche Sichtbarkeit sind Lebensformen, die sich um ein starkes, reiches, in der Tradition verwurzeltes Gebetsleben entwickeln. Dazu gehören eine Schweigen, Nachtwachen, Enthaltung (Fasten), aber auch gutes Essen, Gedichte, orgienhafter Überschwang ...

4. Scheidung zwischen christlicher Prophetie und Gesellschaftskritik

Nach Illich gehören beide zusammen und verarmen bei ihrer Trennung:

- * Die Prophetie ist wahrhaft frei und folgt nur dem Evangelium.
- * Die Gesellschaftskritik ist nicht funktional auf Fortschrittspläne angelegt.

Beginnen wir mit der Gesellschaftskritik. Sie ist nach Illich nicht radikal, weil sie nur zwei Elemente umfasst und das dritte vernachlässigt:

- 1) Kontrolle über das Kapital / die Produktionsmittel
 - 2) Kontrolle über die gerechte Verteilung
 - 3) – und das ist ihm wichtig: Selbstbeschränkung im Dienste des Überlebens aller.
- Dies gilt sogar für die Erziehung, denn zu viel davon bedeutet „mehr übermäßig festgelegte, unfähige Menschen“ (187).

Die Prophetie, die einen markanten Ausdruck in der Bergpredigt findet, konvertiert hier in der Tat mit dem Punkt 3) der Gesellschaftskritik. So lautet Illichs Bilanz: Prophetie *und* Gesellschaftskritik müssen radikalisiert werden, um zueinander zu finden. Diese Haltung hat er selbst in seinen gesellschaftskritischen Schriften eingenommen.

Sind wir einverstanden?

5. Überwindung des Bildes der Kirche als Dienstleistungseinrichtung

Die Kirche ist nach Illich der Gefahr erlegen, auf dem großen Konsummarkt eine bestimmte Art von Gütern zu produzieren, die immer weniger gefragt sind, so billig sie auch angeboten werden mögen: Gottesdienste, Segenshandlungen, Lebensberatung, „pseudo-therapeutische Dienste und Waren“ (188), religiöse Lernstoffe. Damit entsteht gerade nicht die Freiheit, mit anderen die „Nähe zum Herrn“ zu entdecken und zu feiern.

Es mag überraschen, dass Illich am Ende eines so „traditionsbezogenen“ Kapitels mit einem Aztekengedicht schließt. Zugleich ist genau das vielleicht ein Ausdruck der Bereitschaft und Fähigkeit, allem eine Stimme zu geben, was zweckfrei die Schönheit und Güte des Lebens zum Ausdruck bringt.

Sind wir einverstanden?